

Eve ihrerseits war sich darüber klar, daß sie heftig in Stefan verschossen war — aber sie bezeichnete es eben selbst mit „verschossen“. Nie kam sie auf den Einfall, es wäre etwa wahre richtige große Liebe, die Liebe, die man oft erst nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, die man jedesmal anfänglich für das einzig-wahre hält, kennengelernt — niemals wäre ihr eingefallen, ihr Gefühl für Stefan mit dem für Remiaius zu verwechseln.

— jetzt lebte sie von so neuen Ideen, so was neues, was sie zu haben, ihn zu sehen, weil er so hübsch und elegant war, mit ihm zu fahren, weil sein Wagen so elegant und er so ein guter Fahrer war, mit ihm auszugehen und seinen klugen und witzigen Gesprächen zu folgen und seine leichten Zärtlichkeiten entgegenzunehmen — es war schön und bezaubernd, es tat gut und machte jung und schön in dem Gefühl, daß man noch einen Mann entzücken konnte — aber es war für Eves Gefühl von vornherein eine Beziehung, der das Wissen um ihre Vergänglichkeit einen wehmütigen Reiz mehr verleiht. Eve wäre erstaunt und nicht erfreut gewesen, wenn sie Stefans wahre Empfindungen gekannt hätte, denn im Moment erlitten ihr jede Bindung unerträglich.

Sie hatte daher Stefan nie nachgegeben, der sie mehrmals am Tage sehen wollte, sie rationierte bewußt dieses Zusammensein, damit der Zauber nicht verblasse — wie oft konnte ein Herz es ertragen, enttäuscht zu werden?

Allmählich hatte sie wieder angefangen, an Remigius zu denken — es schien ihr alles so lange her, sie empfand keinen Zorn mehr, keine Reue, kein Bedauern, daß es so gekommen war. Man mußte verstehen, gewisse Epochen seines Lebens abzuschließen. — Man mußte die Kraft haben, sich neue innere Möglichkeiten zu erschließen!

Eve dachte daran, daß sie von Elisabeth fortziehen und sich eine Junggesellenwohnung nehmen wollte. Dazu würde sie Möbel aus Karlsruhe kommen lassen müssen. Sie würde an Marie schreiben, Remigius würde nicht das Recht haben, ihr ihr persönliches, von ihrem Arbeitseinkommen angeschafftes Eigentum zu verweigern. Besonders um den großen Zeichentisch war es ihr zu tun. Sie würde bald mit Elisabeth darüber sprechen müssen, damit Elisabeth nicht für all das Gute und Freundliche, das sie ihr erwiesen hatte, sich noch gekränkt fühlte, aber Wohnungen hatte sie sich immerhin schon angesehen. Eve fand es nicht leicht, mit Elisabeth zu leben. Ihre Herbeheit, schien ihr, hatte sehr oft etwas schroffes, ihre Sachlichkeit brachte einen manchmal direkt zum Verzweifeln, und allzu viel Fleiß ist ganz bestimmt nicht gut für den Charakter.

Eve beschloß zur Charakterpflege nicht mehr allzuviel zu arbeiten — dann erschreckte sie die Vorstellung der neu zu mietenden Wohnung und sie sah am nächsten Tage wieder brav vor Reißbrett und Tuschkästchen.

10. Kapitel.

Elisabeth nahm es im Gegenteil mit einiger Erleichterung auf, daß Eve ausziehen wollte. Als sie eines Abends wieder völlig erschöpft, es war gegen 11 Uhr und sie war seit halb sechs Uhr morgens auf den Beinen — zu Haus eintrubelte, fand sie zu ihrem Erstaunen Eve vor, die sie abends nie mehr zu Haus, sondern immer in Stefans Gesellschaft vermutete. Gerade hatte sich Elisabeth auf der Treppe selbst ausgezuckt, daß sie den Einfall gehabt hatte: „Wie nett wäre es, wenn ich mal wieder ganz für mich wäre,“ da kam Eve nach kurzer Begrüßung mit der Neuigkeit heraus, und somit erfüllte sich Elisabeths unfreundlicher Wunsch rascher als sie gedacht hatte.

Es bestürzte sie aber doch, daß Eve anscheinend gar nicht daran dachte, sich je wieder mit Remigius zu versöhnen. Gar zu gern hätte sie gewußt, welchen Anteil Stefan an Eves Entschlüssen hatte, und wie weit Eve mit einer Fortdauer oder einem weiteren Ausbau dieser Beziehung rechnete. Aber sie verbot sich selbst Reugier und Einmischen in die Privatangelegenheiten Anderer, und wenn es selbst ihre Schwester wäre, — sie sagte nur, daß sie ihr raten würde, mit monatlicher, möglichst aber mit vierzehntägiger Kündigung zu mieten.

„Man kann doch nicht wissen, was das Leben bringt!“

„Gott sei Dank! Ich werde nach Karlsruhe an mein Mädchen schreiben, daß sie mir einige Möbel schicken soll.“

„Und Remigius?“

„Das scheint mir nicht wahrscheinlich.“
„Es wäre mir auch ganz gleichgültig. Mir ist es egal, ob ich Remigius oder Verggroßer heiße, denn wenn er sich scheiden läßt, dann lege ich natürlich seinen Namen ab, im übrigen kann er es auch ruhig lassen und das Geld sparen, ich heirate doch nicht mehr — das hat er mir gründlich vererbt.“

„Vielleicht will er aber wieder heiraten?“

„Glaubst du? Das kann er wirklich halten wie er will.“

Elisabeth war merkwürdig berührt von der Kühle, mit der Eve über diese Angelegenheit sprach. Wie viel mußte sie gelitten haben, damit ihre Leidenschaft in diese Gleichgültigkeit umschlug!

Sie blieb nun ein paar Tage in Berlin und hatte eine sehr erste Unterredung mit der Photographin Ilma Wentt, die ihr den Vorschlag machte, ihren Beruf aufzugeben, der doch augenscheinlich viel zu anstrengend für sie sei.

„Wenn man sieht, wie du in der letzten Zeit abgemagert bist“, sagte sie, „dann zieht man doch den Schluß, daß du dich eben überanstrengst. Immer hast du Ringe um die Augen und machst den Eindruck, als hopsten deine Nerven nur so in dir. Also laß Ruppin Ruppin und Odersberg Odersberg sein — die Herrschaften finden Ersatz — und komm zu mir, erledige mir das Kaufmännische, Korrespondenz, Buchführung, Rathotelen, Registraturen — das ist furchtbar viel in so einem Betrieb wie meinem, deine Bilder kannst du immer zwischendurch knipsen — über deinen Anteil am Ertrag werden wir uns schon einigen.“

Nach vielem Hin und Her hatte Elisabeth dann doch abgelehnt. „Ich bin ein Einzelgänger“, hatte sie gesagt und gemerkt wie ihr dabei vor Nervosität die Tränen in die Augen stiegen. „Ich muß allein sein und für mich wurseln. Ich habe dich sehr gern, Ilma, aber ich möchte nicht den ganzen Tag hier auf einem oder zwei Stühlen hocken und — — nein, es geht wirklich nicht, es ist ganz gut, wenn ich nicht immer in Berlin bin.“

Die Photographin hatte sie kurz angesehen und hatte gesagt: „Na, da scheinen sich ja allerhand Erquicklichkeiten in deinem Privatleben zuzutragen, daß du in so einem Nervenzustand gelangen konntest. Weißt du was? Wir fahren mal über Sonntag fort in ein ruhiges Nest, du brauchst mich den ganzen Tag nicht zu sehen, geschweige denn, mit mir zu reden — du läßt den Kajetan zu Haus, damit du mal ganz abreagieren kannst, wir können meinen Heinrich nehmen — und du sollst wirklich ganz ausspannen.“

Dieser Vorschlag war Elisabeth sehr verlockend vorgekommen. Sie kannte Ilma lange genug, um zu wissen, daß sie ihr weder mit allgemeinem Gerede beschwerlich fallen, noch versuchen würde, sich in ihre Privatangelegenheiten einzudringen, sie sagte also provisoriisch zu — sie wollte wirklich sehen, fortzukommen.

Der Sonntag stand aber so gründlich unter den regnerischen Nachwehen eines nächtlichen Gewitters, daß der Ausflug unterblieb. Ilma kam zum Tee und Elisabeth versuchte, sich einzureden, daß ein ruhiger Tag zuhause ihr sehr zuträglich sei. Sie hatte beobachtet, daß Eve am Vormittag den Brief an Marie geschrieben hatte — vielleicht hatte das irgendwelche weitergehenden Konsequenzen, vielleicht würde Remigius sich nun rühren, denn es konnte ihm wohl kaum verheimlicht werden, wenn verschiedene Möbelstücke aus der Wohnung entfernt würden. Elisabeth hoffte im Stillen, daß nun endlich von seiner Seite aus die Initiative ergriffen werden würde, dem herrschenden Zustand, der doch nichts als ein Provisorium sein konnte, ein Ende zu machen — so oder so. Es lag nicht in ihrer Natur, sich in unklaren Situationen wohl zu fühlen — vielleicht empfand sie deswegen Matthias' Schweigen auch so unerhört quälend.

(Fortsetzung folgt.)

Der böhmische Wind und das himmlische Kind.

Von F. Schröghamer-Heimdal, Passau-Heidenhof.

Nicht ums Sterben wäre ich daheimgeblieben in jener Mettennacht. Wo soviel geschossen wurde, da mußte ich dabei sein. Von allen Dörfern, von allen Höhen her trachtete es dumpf und hell und man merkte es an jedem Hall, ob er aus einem alten Hausgewehr oder aus einem Terzerol kam. Wo soviel Lichter auf den Wegen waren und die Schatten der dahinhuschenden Rettungsgänger wie Geistererscheinungen über die blauen Schneehalden flogen, da litt es mich nicht in der Stube. Auch durfte ich nächstes Jahr schon in die Schule gehen — die ganze Welt hätte mich ausgelacht, wenn ich mit solchem Alter noch einen Stubenhocker gemacht hätte in jener Mettennacht.

Was verschlug es, daß mir der Hohentanner Schneider das warme Wintergewand nicht rechtzeitig zum Feste gemacht hatte? Mein sommerliches Leinwandzeug war noch gut genug, wenn auch schon ein wenig fadenförmig. Unterkleider kannten wir damals im Walde nicht.

Als wir aus dem Hause traten, flirrte der böhmische Wind um die Eiszapfen an den Dachtraufen. Der Reitberger kam mit seinem Kienspan über den Eibenberg herein und gestellte sich zu uns.

„D' Bua, der böhmische Wind!“ begrüßte er uns, denn er hatte über die kalten Hänge herein schon eine Kostprobe bekommen. „Und das himmlische Kind“, erwiderte mein Vater. „Wird das Christkindl auch gefroren haben, wie es mitten im Winter auf die Welt hat müssen.“

„Um unserer Sünden willen“, fügte die Weigl Neßl bei, die aus dem Schatten der Holzschuppe zu uns kam. „Der böhmische Wind ist ganz recht heut. Dürfen wir doch auch ein wenig abbüßen in dieser heiligen Nacht. Da haben die Leut eine Lustbarkeit wie beim Kammerwagensfahren; schießen und werfen tun's, wie die Nörtschen. Aus ist!“

Der Stamperlsepp, der unbemerkt hinter uns dreintappt, schießt der Weigl Neßl mit seinem Terzerol gerade über den Kopf weg, daß es ihr schier das Gehör verschlägt. „Du Lalli du“, grollt sie, „kein Sterbenswörtel verkehrt ich nimmer. Und den Schreden dazu.“

„Nimmst es halt als Buß auf dich für eigene und für fremde Sünden“, rät der Reitberger.

„Wenn's ihr nur die Red verschlagen hätt“, spöttelt der Stamperl. „Das wär eine Hauptsach'. Aber bei der muß man das Maul extra erschlagen.“

Bums-trach! Bums-trach! Feuerblitze flogen kurz, der böhmische Wind zerflattert und zerfaset sie. Der Schillertnecht schießt seinen Stutzen los vor dem Scheunentor, legt ihn in die Grottrübe und gestellt sich zu uns: „Der Mondschein wenn ein Auerhahn wär, Brüderl, den hätt' es heruntergestoßen, daß alles nur so flaubet. Aber bis zum Mondschein langt kein Kägerl. Siehst, wie er droben hängt, affurat wie ein goldener Türkenfäbel.“

„Ein goldener Türkenfäbel wär auch nit zuwider“, meint der Kott Hans, der hinter seinem Backofen her zu uns schßt. „Den könnt man versilbern. Denn wenn ein Säbel einmal glühen ist, nachher sind auch Edelsteine dran, die funkeln und gleissen wie die Sterne da droben. O Mensch, so einen Säbel wenn man hätt, nachher ging ich der Arbeit mit der Leich ...“

Hinter der Kapelle am Dorfende hantiert der Knauer mit seinen Völlern. Die pumpfern dir anders um die Ohren. So, daß auch die Weigl Neßl das verschlagene Gehör wieder findet: „O Leut, o Leut, was sag ich denn? Lauter Lustbarkeit wie bei einer Hochzeit. Grad schießen und trommeln tun' wie am jüngsten Tag beim Weltabbrechen. Wer weiß, geht sie nicht eh bald zugrund vor lauter Schlechtigkeit und Liederlichkeit. Gu — der böhmische Wind, das ist der Anfang!“

Die Wälder knirschen und flirren vom eiligen Ansturm des wilden Gesellen. Wir fahet es durchs faden dünne Wämslein, daß ich's in allen Knochen spüre. Ich meine, kein Tröpflein warmes Blut ist mehr in mir und das Herz ein gefrorener Kieselstein. Die Füße stecken als fühllose Klumpen in den Schuhen und mich wundert, daß ich noch gehen kann. Die Hände sind mir in der Hosentasche kalt und klemm geworden, daß ich sie nicht mehr rühren kann. Wenn die Weigl Neßl recht hat, daß der böhmische Wind heute der Anfang ist vom Ende, nachher ist's gefehlt um mich. Wie soll ich mich als harter Klumpen gegen den Widerchrist und seinen Anhang wehren?

In der Kirche, tröste ich mich, wird's schon besser. Da kann der böhmische Wind nicht an, da hauset heute auf dem Hochaltar das himmlische Kind in seiner unsäglichen Armut und lieb-reichen Huld.

Es ist ein finsternes Schreiten über die vereisten Heibäder, durch den wipfeläzenden Röhmerberg, über den Kirchdorfer Hütberg. Der böhmische Wind hat längst alle Pechfadeln, alle Kienspäne, alle Windlaternen ausgeblasen. Nur der Feuerchein der Mettenachtschüsse, nur das Gesimel der Sterne und des glühenden Türkenfäbels da oben erhellt die Finsternis mit mattem Geseucht.

„Vater, das himmlische Kind erfriert ja!“
Vater schüttelt den Kopf.
„Vater, ich zieh meinen Rod aus und leih ihn dem himmlischen Kinde. Mir ist jetzt eh so heiß.“
Vater fahet mir die Wangen. Dann sagt er leise: „Komm!“
Aber vor der Kirchthür bin ich schon umgefallen und hab nichts mehr gewußt von der Welt. Nur ein unendliches Erbarmen ist alleweil in mir gewesen mit dem himmlischen Kind im bloßen Hemblein und ein großes Leid, daß ich ihm mein Röcklein nicht geben konnte. Und mir war doch so heiß, als ob ein Feuer durch meinen Körper rasste.

Wie ich wieder zu mir kam, lag ich daheim im Stubebett und wunderte mich sehr, daß ich nicht mehr in der Kirche war beim himmlischen Kind.

„Bub“, sagte die Mutter am Bett, „heut ist der Neujahrstag. Fünf Tage bist im hitzigen Fieber gelegen vom böhmischen Wind. In der Mettennacht hat dich der Vater in einer Kothbede heimgetragen und den Vader hat er auch gleich mitgenommen. Bald hätte dich das himmlische Kind heimgelolt in das Reich, wo der böhmische Wind nicht weht. Hast ihm ja dein Röcklein geben wollen. Aber jetzt hat der Hohentanner Schneider dein neues Gewand gebracht. So, und jetzt beten wir, daß dir kein Schaden bleibe.“

Ich bin durch dieses Erlebnis bei den Dorfleuten in großes Ansehen gekommen und sie haben noch lang von mir gesprochen: „Das ist der Bub, der mit fünf Jahren schon den Vader gehabt hat. Der böhmische Wind hat ihn in die Higen geworfen wie in brennendes Pech. Aber das himmlische Kind hat ihm wieder herausgeholt. Hat ihm ja seinen Jauter schenken wollen in derselben Mettennacht.“

Sarina.

Ein seltsames Erlebnis auf Java
von E. van Rith de Jende.

Während meines letzten Aufenthalts auf Java wohnte ich mit meinem Personal in einem großen Haus in Weltevreden bei Batavia. Für einen unterheiratheten Mann, der obendrein den ganzen Tag im Geschäftswertel von Batavia zu tun hat, ist es sehr wichtig, sich auf sein Hauspersonal verlassen zu können. Die Achse, um die sich im Hause alles dreht, ist dann der Sepen, der Hausfünge, der an der Spitze der Hausangestellten steht. Und ich hatte einen ausgezeichneten Sepen, mit Namen Mustadib.

Es war ein merkwürdiger Mensch, dieser Mustadib. Für einen Eingeborenen war er ziemlich groß, er hatte ein hübsches Gesicht mit leicht gebogener Nase und die dunkle Hautfarbe, die die Männer von der Nachbarinsel Madura oft haben. Er war für einen Hausbedienten recht gebildet, schrieb eine gute Handschrift und sprach perfekt Holländisch. Ferner hatte er noch eine Eigenschaft, die man unter den Eingeborenen nur selten fand, er war sparsam. Mustadib hatte ein Sparsassenbuch, auf das er jeden Monat einen Teil seines Lohnes einzahlte. Er trug sich mit Heiratsplänen und nahm diese sehr ernst. Der Gegenstand seiner Neigung war eine junge Sundanesin, die mit ihrer alten Mutter in einem Dorf oberhalb Buitenzorg wohnte.

Er ging wenig aus. Einmal im Monat fuhr er am Sonntag nachmittag nach der „Reistafel“ nach Buitenzorg und kehrte dann Montag nachmittag vor dem Abendessen wieder heim. Eines Montags erhielt ich eine Karte von Mustadib, auf der er mich um Urlaub bat, ein paar Tage länger bleiben zu dürfen, weil Sarina, seine Auserkorene, krank sei. Drei Tage später kam er des Morgens mit dem ersten Zuge aus Buitenzorg zurück und bediente mich beim Frühstück.

Ich fragte ihn, ob es Sarina besser ginge, und er antwortete mir, daß Sarina tot sei. Am Tage vorher sei sie gestorben an den Folgen von „sakit panas“, das heißt: „Krankheit heiß“, also Fieber. Damit bezeichnete der Eingeborene viele Krankheiten, die er nicht anders kennt, und ich mußte daher annehmen, daß die arme Sarina an einem heftigen Fieberanfall gestorben war.

Es mochten ungefähr zwei Monate vergangen sein, als ich eines Abends bei meiner Rückkehr aus dem Büro Mustadib vor meinem Hause im Gespräch mit einer alten Frau antraf. Sie unterhielten sich so lebhaft und geheimnisvoll, daß sie mich zuerst

hast hatten können leben. Wachen ab ein Glas Weinchen hatte, brachte mir Mustadib den Tee und die Zeitung auf die Vorgalerie. Jägernd blieb er am Tische stehen. Ich sah ihn ermunternd an und fragte: „Nun, Mustadib, was gibt es?“ Er erzählte mir, daß die alte Frau, die vorn im Garten sah, Sarinas Mutter sei. Sie sei gekommen, um ihn zu benachrichtigen, daß etwas nicht in Ordnung sei mit Sarina. „Mit Sarina?“ fragte ich erstaunt. „Ich denke, Sarina ist tot?“ „Ja ... nein, ... das heißt, sie sei nicht völlig tot. Sie könne wieder zurückkehren, wenn sie nur erst wieder die Nacht über ihr Herz bekommen würde, die ihr genommen sei. Und er fragte, ob er mit der Alten nach Buitenzorg gehen könne, um zu versuchen, Sarina zurückzugewinnen.“

Ich begriff nichts von der Erzählung, aber der arme Kerl war so verführt und aufgereggt, daß ich ihm erlaubte, mit der alten Frau mitzugehen. Er versprach in drei Tagen zurückzukommen. Aber nach drei Tagen erschien ein anderer Diener, der von Mustadib geschickt war, um ihn zu vertreten, „weil er selbst noch nicht wegkonne“, wie er in einem höflichen Brief an mich schrieb.

So vergingen wieder mehrere Wochen. Der neue Hausjunge war nicht schlecht, wenn er auch nicht die Gewandtheit und guten Manieren seines Vorgängers besaß. Da er aus demselben Dorf war wie dieser, fragte ich ihn einmal, als er einen Tag Urlaub hatte, wie es mit Mustadibginge. Mustadib habe viel Sorgen. Er habe ihn gefragt, wie es mir ginge, und habe ihm gesagt, daß ich der einzige Mensch auf der Welt sei, der ihm helfen könne. Dieser Beweis der Anhänglichkeit ging mir sehr nahe. Ich fuhr ein paar Tage später, gegen Abend, nach Buitenzorg. Mustadib saß in der Vorgalerie eines einfachen Häuschens. Er grüßte mich, schien aber nicht überrascht, mich zu sehen. Er sah sehr verfallen und zerlumpt aus und begann fahrig und nervös eine verworrene Geschichte zu erzählen. Der Chinese wolle nicht ... Er habe mir doch von dem Chinesen erzählt, der den alten „Dulian“, den javanischen Mediziner, bestochen habe, ihm tote Sklaven zu verschaffen ...? Wüßte ich das nicht? Wie Lim Hof, der Chinese, der dort oben in seinem Landhaus wohne, habe Menschen nötig, die in seinen Gummipflanzungen arbeiten müßten. Aber die Männer und Frauen aus den umliegenden Dörfern wollten nicht bei ihm arbeiten, weil er schlecht bezahlte und die Leute schlug. Und darum habe der Chinese den alten Dulian bestochen, ihm tote Sklaven zu beschaffen ... Ob ich das nicht verstände? Er, Mustadib, habe dann den Doktor aufgesucht, der habe zuerst getan, als ob er von nichts wüßte, aber dann habe er den Alten mit seinem Kappmesser bedroht, und eingeschüchtert habe dieser zugegeben, frasse Menschen so behandelt zu haben, daß sie scheinbar wurden, damit sie des Nachts aufwachten und für den Chinesen arbeiteten. So wäre es auch Sarina ergangen und er habe den Chinesen aufgesucht und beschworen, Sarina wieder lebend zu machen, aber wie Lim Hof habe ihn wie einen Hund von seinem Grundstück jagen lassen. Er bat mich dringend, ihn zu begleiten, damit er mir die Sklaven des Chinesen zeigen könnte. Ich ging mit ihm.

Untenwegs sprach er weiter in kurzen, abgebrochenen Sätzen. „Jeder weiß doch, daß der alte Dulian ein Mittel hat, mit dem er die Menschen scheinbar tot machen kann ... Man läßt ihn zu den Kranken kommen, die „sakit panas“ sind, und der Alte gibt ihnen das Mittel ein, mit dem er dem Schurken von Chinesen zu Hilfe verhilft. Dann ist es genau so, als ob der Kranke gestorben sei. Aber es ist nur das Herz, das tot ist. Man kann nicht mehr denken, und man hat keinen Willen. Doch der Körper kann willenlos aufstehen und arbeiten. Und wie Lim Hof läßt die Toten auf seiner Plantage arbeiten ...“

Plötzlich blieb Mustadib stehen. „Horch, Herr“, flüsterte er. „Sieh, Herr“, sagte mein Begleiter heiser. Nicht vor uns waren drei Männer damit beschäftigt, den Leben zwischen den Bäumen umzugraben, eine Frau war eifrig beim Jäten. „Sarina?“, fragte ich leise. „Ja“, antwortete Mustadib, „das ist Sarina: Der Mann, der uns am nächsten steht, ist Karta, aus demselben Dorf, der vor sechs Monaten gestorben ist.“

Ich bin von Natur aus nicht ängstlich, aber ich muß doch gestehen, daß mir sehr unheimlich zu Mute war. Ich sah die Menschen in einer Entfernung von noch nicht zehn Metern von mir arbeiten. Ich hörte das Geräusch der Werkzeuge ... Ich rief: „Sarina! Karta!“ Sie arbeiteten weiter, ohne aufzusehen. Mustadib lachte: „Sie hören dich ja nicht, Herr.“ Ich ging zu den Menschen heran und wollte sie berühren. Plötzlich waren sie fort. Ich sah mich um, nun standen sie mit einem Male an einer anderen Stelle und arbeiteten.

„Laß uns zurückgehen, Mustadib“, sagte ich. „Noch nicht, Herr, ich muß noch hier bleiben.“

Wie ich allein den Weg zum Dorf zurückgefunden habe, weiß ich nicht mehr. Ich hatte später das Gefühl, als ob ich geflogen sei wie ein entfloherener Vogel.

Einige Tage später las ich in der Zeitung, daß der reiche Chinese wie Lim Hof vor seinem Landhause oberhalb Buitenzorgs ermordet aufgefunden worden sei. Anfangs glaubte die

Verbreiterin an einen Mordanschlag, aber es wurde nicht ermittelt und es handelte sich also vermutlich um einen Mordanschlag. Ich hielt es für meine Pflicht, mich mit der Polizei in Verbindung zu setzen und alles zu berichten, was ich von Mustadib und den „tollen Sklaven“ wußte. Der Kommandant der Feldpolizei hörte meinen Bericht mit höflichem Interesse an. Es wurde auch eine Untersuchung in dem bewußten Dorf angestellt. Aus dem alten Mediziner war kein Wort herauszutreiben; Sarinas Mutter war verschwunden und auch von Mustadib war keine Spur mehr zu finden.

Hatte ich geträumt? Hatte ein wahnsinniger Eingeborener es verstanden, mich so stark zu beeinflussen, daß ich sah, was nicht da war? ... Noch heute, nach so vielen Jahren, wage ich es nicht die Frage zu beantworten.

(Verechttigte Übersetzung aus dem Holländische.)

Der unstete General.

Anekdote, erzählt von Hans Gäßgen.

Friedrich Wilhelm III. schätzte den General von Köderitz sehr.

Er war schon Adjutant des Kronprinzen gewesen und zählte durch seine Biederkeit zu den dem König nächststehenden Freunden.

Oft wurde Köderitz zur königlichen Tafel zugezogen.

Man sprach behaglich miteinander.

Friedrich Wilhelm III. und Königin. Luise freuten sich an den offenen, ungeschminkten Worten ihres Gastes und wunderten sich nur, daß der General sofort nach Beendigung der Tafel Hut und Degen ergriff und sich empfahl.

Luise fragte ihren Gatten, warum der alte Herr wohl so rasch das Schloß verlasse.

„Er wird müde sein“, entgegnete der König, „und nach Tisch der Ruhe bedürfen.“

Einmal, es war in Porey auf dem Lande, war Köderitz wieder zur Tafel geladen.

Raum war das Essen beendet, da wollte der Gast auf und davon.

Da trat die Königin vor ihn hin, reichte ihm eine schön gestopfte Tabakspfeife, einen brennenden Wachsstock und Zibibus und sagte: „Nein, lieber Köderitz, heute sollen Sie mir nicht entweichen! Hier ist Ihre Pfeife, Sie brauchen darum nicht nach Haus zu gehen!“

Der General sah verduht drein, steckte dann seine Pfeife an und blieb.

Der König aber sah lächelnd auf die Königin und meinte: „Das hast du charmant gemacht, liebe Luise!“

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. See in Rußland. 2. Silvestergetränk. 3. Blume. 4. Baum. 5. Pferderasse. 6. Berühmter Mathematiker. 12. Kleine französische Stadt an der Somme. 14. Reinigung des Körpers. — Waagerecht: 1. Bühnen-Musikstück. 7. Paarscheher. 8. Chemisches Zeichen. 9. Alkoholisches Getränk. 10. Mittelalterlicher Hofbeamter. 11. Bezeichnung für „Fuß“. 13. Männliches Haustier. 15. Kleiner Baumbestand. 16. Flächenmaß. 17. Teil des Kopfes.

Auflösung des Wabenrätsels in Nr. 347: 1. Bern. 2. Rose. 3. Solo. 4. Otto. 5. Rest. 6. Sole. 7. Loco. 8. Trio. 9. Seni. 10. Loge. 11. Caro. 12. Irma. 13. Rest. 14. Gabe. 15. Rosa. 16. Miso.